

Vom lebendigen Unterseeboot.

Von Kito in Rath-Gatow a./S.

Unter den Blattberlesten Hängezweigen graugrüner Habelweiden liege ich in meiner Adamskaut, unfähig moßig faulenzend, im Boot und lasse die Sonne in den kühlen Tropfen, die mich noch vom frühen Wache betauen, funkelnd, wie mit garten Leuchtugeln, über mich tinnen. Ein flügelstillschlagendes läßt meine halb geschlossenen Augen aufstrecken, und zwei Schritt von mir wirft sich im edelsten Schwung seiner selbstgrau schillernden Niesenfittiche ein machtvoller Fischweiser in der leichtdunstigen Luft herum, von mir fort — den Hals im heftigen Erschrecken über den so früh und unbemerkt erscheinenden Adam und im stürmischen Dabonbrausen fast bis zwischen die herrlichen Schwingen auf den Rücken zurückgedrückt.

In der Ferne aber, wo der Reiter im Goldstube über dem „Großen Fenster“ davontaut, fliegt der graue Niesenvogel dieses Krieges, der seltsame Vogel mit dem Orgelton, wie eine ungeheime Dämonenmacht langsam im frühen Morgenlicht davon. Wöglich drei, vier Ruderschläge von mir im perlmuttig glimmernden Wellengerleiel eine andere Kriegsbilbon: ein kleines Verislop taucht in konzentrisch davonblühenden Wellenkreisen aus der harmlosen Habel auf! Scheu, unendlich vorsichtig, fast nur eine Handspanne hoch vielschick. Ich sehe, es hat den ganzen Horizont gleich im Auge: den grauen Niesenvogel fern, den schwarzen Stern an dem vom Lindwerder Langsaal vorüberausenden Dampf-Schornstein, die Funkenblitze auf den Uniformen, die sich um den Schornstein drängen, und mich in meiner Adamskaut auch. Ich will mir recht mein Habel-Unterseeboot begucken: so nah habe ich es noch nie in den Schutz bekommen, da wird aber dem Uniformgewimmel eine Fahne geschwungen, gelb wie eine Wandartnenjake — und geräuschlos, kaum einen Wellenkreis hinterlassend, taucht das niedrige Verislop wieder in das wässrige Rasterium der dickeren Habeltiefen hinweg. Ob es sich unterfangen will — an dem Dampfer Torpedierungsversuche zu versuchen?

Da plötzlich ein lautes hartes, spritzendes Klatschen. Das Wasser rauscht und gischtet, wird in stürmisch erregten Blasen emporgeworfen.

Ein Spritzen von funkelnden Tropfen will alles verdecken. Denn da ist der stampf lählings schon losgebrochen. Die silber verschleierte Schemen gegeneinander prallender dunkler Flügel hebt man in der Erregung der stäubenden Wasser, die wie ein Gitterdunst um das kleine Kampffeld gehüllt sind.

Düßere Grimmlaute, bald kurz herausgestoßen, bald in langgezogener Wut heiser hervorgekollert, mischen sich in das Aneinanderklatschen der wasserprühenden Schwingen, in das blutiger, toblüster aufeinander losschlagende Toben der Schnäbel. Jetzt klingt es giftig wie: „Köföföföf!“ jetzt wie „Kruooorrr“... „Kruooorrr“... und rasselnd schnattert das wildend gerollte rrr wie von einem braunbraunernden Seebelden der Bühne über diesen echten, unverfälschten See, aus dessen Tiefen lebendige Torpedos sich dort zu Leibe rücken.

„Gaw-u-u-urr“ klingt es allmählich besänftigter. Wo nur noch einer der Kämpfer zu sehen ist, der etwas wie einen kriegerischen Helm auf dem roströtlichen Kopf siegestoßig zur Schau trägt, da der Gegner den Kampf aufgegeben und es vorgezogen hat, in die nassen Tiefen wieder unterzutauchen. Aber er — frohlockt zu früh!

Einige zehn Meter von dem Weibchen, dem das jähliche, dunkle, lodende „Gaw-u-u-urr“ gilt, in das sich das unwillkürliche Verben des Siegers mit schmelzendem Unterton hineinnagt, taucht das mit dem glänzenden Doppelauge geschnitzte Verislop des feindlichen Vorgesetzten wieder aus dem Graublau der Morgenslut empor. Nicht nur der Hals wird jetzt — genau wie ein Verislop — herausgesteckt, noch einer kurzen Weile des Beobachtens, des beobachtenden Lauerns und Ueberblickens der Situation auf dem wässrigen Schlachtfeld, während der der eigentliche Körper noch vorsichtig unter Wasser bleibt, taucht denn auch dieser wieder mutig und kampfbegierig heraus und fährt auf den Helmschneidern mit wild schlagenden Fittichen los.

Voller Jählichkeit ist dieser zu dem Weibchen gerudert, hat sich ihm Brust an Brust, Schneeweiß an Schneeweiß, genähert, und so viel mehr von den Worgendünsten getriebenes Auge unterscheidet kann, tun sie das, was wir Menschen bei gefährlichem Liebeswohl, „Schnäbeln“ nennen. Es ist fast rührend anzuschauen, in wie süßer Lorch-nävidität sich der Helmschneidern seinen süßen Schnäbeltribut einheimst.

Wohlg aber muß er sich wenden, wenn er es nicht vorgehen soll, gleich ebenso von der Bildfläche zu verschwinden, wie eben noch

der jetzt abermähig mit Klatterfittichen Geranflausende. Und nun geht ein Kämpfen an, daß fürwahr die Federn fliegen — der Wind bläst sie über den See und taucht sie ins Weidenwerk der Ufer. Es ist ein Ueberfliegen der Leiber, ein Ueberfliegen der Köpfe, ein Ueberfliegen der wulstigen, heiser kollernden Stimmen. In Schwül wird's ihnen in der Röhle der Morgensonne, wie wogewischt, wie von einem ukenden, sich an den Gehäusichten belustigenden Wasserfobold an den Weinen in die Tiefe gerissen, sind sie beide aus den noch spülenden, mitgiftenden Wellen fort.

Unter Wasser rudern nun diese kleinen kampfwütigen Unterseeboote sich nach. Wie mögen die Schwimmhäute zwischen den verliebten Fehen das Wasser trampeln, wie die kleinen Schnäbelnästern glanzperlende Kampferauschtheit hinter sich blasen durch die grüne Dämmerung der Untersee.

Da sind sie wie herausgeschleudert im Ru einmal dort, wo das schwarze friedliche Wasserflühen mit der weißen Wäsche vor dem Kopf am jungsprödelnden, smaragdgrünen Schilf hingauflert.

Näsender denn vorher, als hätten sie sich frische Kräfte in der Röhle geholt, knallen sie gegeneinander. Die Liebe! — Die Liebe!

Da aber von fern, vom Röhricht, kommt die Liebe auf toelken weiten Schwanenschwingen, die Liebe der Veröhnlichkeit, die Liebe des Schlichtens, die Liebe, die auf Schwanenschwingen fliegt. Mit einem wahrhaften Vorturksblat endet der schöne Flug des Schwanes zwischen den mörderisch sich Bekämpfenden. Sie fahren auseinander, das ist ein absolut „Neutraler“, der keine Partei ergreift, der nichts zu erbetteln und nichts zu erhoffen hat von einem armen seligen Vorch.

Der Helmschneidern, fort ist er, und wie sich gehört, ist der Weibchen, der keine stolze Hölle aufgesetzt hat, der Sieger. Er paddelt mit seinen Weinen zu dem Weibchen hin, und es knäbelt ebenso liebenswürdig mit dem Weibchen, wie mit dem Stolz, dem Brunker.

In den nächsten Tagen habe ich mir ein Fernglas mitgenommen, ich bin neugierig geworden auf diese Scheuen, die gelehrte Leute mit dem verrückten Namen „Haubenstiehfuß“ belegt haben. Ich stehe allertwegen mit meiner Doppelöhre die Ufer ab, ein Fischer fern aus dem blaugrauen Dunst einer Ducht, brüllt mit zu: „Suchen Sie ein Boot?“

Aber was ich nicht luche, das finde ich: ein paar zierliche Tierchen in einem Getauschel von halbnassem Schilf und jungen faulenden Wasserflanzern. Soll das ein Rest sein, drumherum? Die Tafel „Hier kann Schutt abgeladen werden!“ könnte daneben stehen. Wie von der schleimenden Welle zusammengepült und dann von den mütterlichen besorgten Fäden einer Haubenstiehfußin auseinandergefragt, so schaut's aus. Keins mollige Federfluge darin, wie sie selbst jede traurige Spagenmutter irgendwo aufschnappt, kein toelches, wärmendes Hälmchen, das eine Ei liegt geradezu halb in dem darunter hinplüelenden Wasser.

Aber vielleicht ist es kein Vorchneft, sage ich mir, — denn auf der Heimkehr sehe ich doch durch mein Doppelöhre ganz klar da dicht vor Lindwerder wieder einen, der sein ganzes Mittagssmahl an seiner eigenen Brust hält. Es ist nicht anders zu sagen. Mit jener unästhetischen Wut, sich selbst zu verhätschen, wie man sie auch an einem der Strauße im Zoologischen Garten beobachten kann, der unter unglücklichen Halsverdrückungen die Federn von seinem Rücken rupft, zupfen sie sich, was eben angeht, die Federn aus dem eigenen Walg, — aber beileibe nicht zur Respolsterung. Die Innenwandung des Wagens spiden sie mit den Federtelken, als hieße es da die Eier ausbrüten.

Nach einiger Zeit schnäbele ich wieder an dem Rest herum, unter enterarigem Geschnatter fährt etwas Vorchartiges heraus und pflügt davonplätschernd das Wasser auf, wie ein nicht an chronischer Panne leidendes Motorboot. Als quälten junge Chamäleonbäuche unter der Eierstiale, hat sich diese im Rest jetzt dunkelbraunrot gefärbt, und vorher war sie doch so zartgründlich.

Eines Mittags in der Junischwüle komme ich von Gladon. Die Sonne brennt in den Schilfspigen, die wie von glänzen Gistflüssen überkommene Gurtchameller aus dem Ufer hervorstechen, — da wieder dies entsetzte Geschnatter und sechs niedliche etwas über einen Finger lange Vorchbabies laufen davon... und pflügen das Wasser auf wie ein nicht an chronischer Panne leidendes Motorboot. Die Mutter hinterher. Eine Schmach für uns Menschen, großt es immer in mir, wenn ich so diese Flucht der zierlichsten Wesen erleben muß.

Ich plaudere mit dem braunen Abendfalter, der mir gegen die Nase knallt und dann auf meinem Finger die feingepelkten Fühlfäden wie dozierend, wie Paradiesesbertruglichkeit dozierend auf und niederfenkt, aber mit den Vorch zu plaudern, mit den Reihern, mit den Vorchhähnen, es will mir nicht gelingen. Ich bin ein großer

Sünder — ich weiß es, dem frommen Franz von Assisi ist es gelungen.

Inheimlich... Aber so auf Viertelkilometer-Entfernung zuzuschauen, wie den Fingerlangen die ersten Fische serviert werden, das ist mir gestattet. Drollig, wenn die Mutter aus dem See emportaut und der kleine Vorch vor dem hingehaltenen Fisch die ersten Schlingveruche macht, wie er es nicht zustande bringt und der nächste Jungloch die Weite seines Halses an dem gleichen Gegenstand probiert, bis endlich die ganzen fünf alle sich fast erwürgt haben und nun die Mutter zuletzt mit einem energischen Schlud den kleinen Wiffen verschwinden läßt. Merkwürdig auch, wie sie jedesmal einen neuen Fisch erst ganz energisch schütteln muß, ehe sich das Rücken heranzogt; sie schüttelt oft mit einer Ausdauer, als schüttelte sie den Kopf über solche Vorchzimpellichkeit.

Oder weiß sie schon... daß sie eines Tages alleamt in einer Bederpelzboa sich wiederfinden werden? Oder daß sie selbst mit ihrem atlaschimmernden Bederpelz einmal auf dem Gut eines Wädchens wippen wird?

Pariser Silhouetten.

Von Ver Krohg (Paris.)

Aus dem Norwegischen von Werner Peter Larsen.

Zwei heisere Musikanten ziehen in den Höfen umher und singen patriotische Lieder zur Gitarrenbegleitung. Wir hören sie bisweilen ganz schön irgendwo am Ende der Straße. Sie singen immer drei Lieder, ein feierliches, ein sentimentales und ein lustiges.

Es ist sieben Uhr morgens. Alle Fensterläden des Hauses, in dem ich wohne, tun sich auf.

Die dicke Witwe ist natürlich, wie immer, zuerst aufgestanden noch und nach aber wird es überall lebendig, aus jedem Fenster strecken sich zwei nackte Arme hervor, und diese Arme schütteln Teppiche, rote, blaue und gebänderte Teppiche. Die Pförtnerin scheuert die Fliesen im Hof.

Dann kommen die Musikanten langsam auch zu uns und begimmen mit dem feierlichen Lied. Alle Arbeiten werden unterbrochen, die Teppiche hängen andachtsvoll herab, und das ganze Haus brummt leise die Melodie mit.

Die Kupfermützen springen und klingeln auf den Hoffiesen. Das sentimentale Lied wird jedoch von einem furenden Laut unterbrochen. Alles starrt gen Himmel. „Da ist er!“

In dem kleinen Himmelsbier, das uns Licht und Luft geben soll, taucht ein Flugzeug auf. Im selben Augenblick fast ist es wieder verschwunden. Das dritte Lied, das lustige, das von Frankreichs Wundervogel, dem Aeroplan, handelt, findet begeisterten Beifall.

Nun sind auch die Musikanten wieder fort. Sie sind nun am anderen Ende der Straße im vorletzten Hof. In dem letzten dürfen sie nämlich nicht hinein, weil es ein so feines Haus ist, in dem schon die Pförtnerwohnung vornehmer ist, als irgend eine andere in der Straße, und die übrigen Wohnungen das Jahr gut und gern dreitausend kosten.

Bei uns ist nun also wieder die Arbeit im Gange. Die Teppiche klatschen und schwappen gegen die Hauswände, und alles, was nur irgend bewegbar ist, wird vom Platz gerückt und zum Fenster hinausgeschüttelt. Wir kennen alle bis ins Kleinste die Wohnungseinrichtung des anderen.

Der Hof liegt in Sonne und tanzendem Staub. Nur die äußerste Ecke ist kalt und grau. Aber da geht die Sonne sowieso nie hin. Da wohnt die dicke Witwe, die immer mißgelaunt ist. Das Merkwürdige ist nur, daß sie als einziger Mensch im ganzen Hofe über ihrem Fenster ein Sonnenschirm hat.

Die Pförtnerin scheuert noch immer die Fliesen und erzählt zwischen durch dem verkrüppelten Krämer ihre Geschichte, diese Geschichte, die niemand milde wird, immer wieder zu hören, trotzdem sie ein jeder Hausbewohner täglich einmal mindestens hört:

Sie hat drei Deutsche, die in Paris geblieben waren, angeeigt und verhaften lassen. Der eine gab sich für einen Kaiser aus, der zweite für einen Amerikaner und der dritte für einen argentinischen Tangolehrer. Das erste Mal hatte der Polizeikommissar zu ihr gesagt, er habe diese Sorte nun endgültig satt, die da in einem fort ihre früheren Liebhaber als Spione anzeige. Aber sie war nicht mundfaul gewesen, o nein, sie hatte ihm einfach gedroht, sie werde die Sache Gienenceau ergäßen, und da war er ganz starr geworden und hatte geradezu aus der Hand gestreift.

Nun hatte die Pförtnerin zur Abwechslung eine Spionin in Sicht, eine Polin, die vor dem Kriege viel mit einem deutschen

Die Erweckung der Maria Carmen.

Von Ludwig Brinkmann.

Großer Ding! Der du die Klöster in Kasernen vermandelt und die Professionen verboten hast, der du die Pfaffen aus den Schulen triebst und Staat und Kirche trenntest, würde es dich nicht für alle Mühen und Anfechtungen, die du erdulden mußt, reich belohnt haben, diesen armen, kleinen geistlichen Herrn im Helfentale von Labiase seines Amtes walten zu sehen? Du hast die Nachkommen der spanischen Inquisitoren das gelehrt, was ihrem Wesen und ihres Wesens Kerne so durchaus entgegengelezt liegt, die Toleranz! Was ist sie anders als große, allgemeine, herzinnige Liebe zu aller Kreatur, die erst dann aufblühen, erstarken, gesund werden kann, wenn alles Herrschergelüste ausgerottet ist! Und wie vielen Dank schulde ich meinem Kaplane und seinem simplen Glodenläuten, seinen bescheidenen Wörtlein am Grabe des Freundes, seiner Liebe, die hoffnungsfroh war, während die meine niedergebunden schien!

In Dickinsons Hause versammelte sich bald darauf die Gesellschaft. Nachdem freundschaftlicher Pietät genügt war, durfte die seltene Gelegenheit zur Erledigung von Geschäften, da man ja nun einmal beisammen war, nicht unbenutzt vorübergelassen werden; das Geldverdien ist doch das Wichtigste; deshalb sind wir ja alle hier in der Wüste.

Und so mußte ich Rede und Antwort stehen, mußte von dem großen Plane des Wasserwerkes sprechen, noch einmal die Feinheiten meines tiefinnig ausgeklügelten Tarifes auseinandersetzen und geloben, die Arbeiten nun endlich energisch in die Hand zu nehmen, die Bestellungen auszuarbeiten, besonders die mächtigen Rohre der Wasserleitung in Auftrag zu geben. Wir, das heißt der Imparcial, waren ja durch unseren Anteilsvertrag dazu verpflichtet, die Bauleitung des Wasserwerkes zu übernehmen.

Ich machte übrigens eine Beobachtung, die mich ein wenig erstaunte. Die zurückhaltend waren alle unsere Geschäftsgenossen gewesen, als es sich darum handelte, dem Unternehmen beizutreten — wie stürmisch in ihrem Vordrängeschreiten wurden dagegen dieselben Männer, als sie einmal zu ihrem großen Entschlusse gelangt waren, als es ihnen feststand, daß sie dieses Werk wollten! Jeder Tag Verzögerung scheint ihnen nun von schmerzlicher Bedeutung; sie richten sich jetzt schon, wenigstens in Gedanken, auf die neuen Verhältnisse ein, sie legen nach dem arbeitssamen Ströme, der

ihnen ihr Werk erleichtern soll; alle ihre Pläne für Neueinrichtungen basieren auf dem einen Gedanken des elektrischen Betriebes; ihre ganzen Hoffnungen ohne Ausnahme scheinen mit einem Male auf das gebedliche Entstehen der Wasserkraftzentrale von Juquila begründet zu sein. Aber so sind diese Männer: zögernd, fortwährend berechnend, kalkulierend treten sie an ihre Aufgabe heran; fast scheinen sie vor lauter Reflexion und Jaghaftigkeit nicht zum Entschlusse zu kommen — bis mit einem Male die glimmende Kohle ihrer reinen Verstandesstätigkeit zu der hellen Flamme der energischen Tat auslobert. Mit zwei Duzend solcher Feuerbrände, die alle zu verengen drohen, wenn man sie nur anriührt, soll ich die nächsten Monate, vielleicht Jahre zu arbeiten haben? —

Ein Intermezzo: Jane Dickinson.

„Wo ist Ihr Partner, Herr Stuart, geblieben? Deshalb kam er nicht zur Beerbigung des Freundes?“

„John blieb zu lange in Stadt Mexiko — darüber ging unsere Mine schier zugrunde. Nun sucht er zu retten, was noch zu retten ist; er will den Berg nicht eher verlassen, als bis er ihn sicher weiß!“

„So müssen wir wegen des Silbers auf die Gesellschaft der Freunde verzichten?“

„Ich fürchte, ja! In dessen, um genau zu sein, nicht wegen des Silbers, sondern wegen der Ehre!“

„Was heißt Ehre?“

„Ich zaudere die Achseln.“

Ich langte endlich wieder im Minenhaus an. Es wurde bereits Nacht. Ein Blick auf den Generator — er lief noch. Ich befehlte ihn mit der Hand; er war unerträglich heiß. Der Maschinist erzählte mir, daß der Stromerzeuger während des ganzen Tages ununterbrochen, ohne eine Minute Unterbrechung, gearbeitet habe.

Im Sturmschritte geht es in den Berg hinein — ich sehe Stuart. Er dreht das Rad des Kontrollers; der Eimer fährt aus der Tiefe, wird ausgeleert und verschwindet wieder in das Reich der Finsternis.

Stuart blickt mich finster an und sagt:

„Einen Tag des Stillstandes habe ich zurückgewonnen — noch eine Nacht und noch einen Tag, und wir sind schon weiter, als wir vor drei Tagen waren, damals als Ricardo seinen Schurkenstreich beging. Und dann werden wir, so Gott will, rasch fertig werden.“

„Wenn die Maschinen ausdauern, John! Du weißt ja nicht, was Du ihnen zumutest! Bönne ihnen doch eine Stunde zum Abkühlen! Auch Dir kann es nicht und auch mir nicht schaden!“

„Erhalte sie mir im Gange, daß ich nicht rasten muß, und schaffe mir Ablösung von Leuten, damit nichts ins Stocken gerät; nachher kannst Du schlafen, sobald Du willst, und wenn Du endlich munter wirst, Deine Motoren kühlen; nun aber wache mit mir eine kleine Weile; Du hast doch wirklich lange genug geruht.“

Der Freund war bitter, gehässig in seiner Ausdrucksweise, und ich ließ ihn stehen. Die Motoren der Fördermaschine sowie der Pumpen waren verhängnisvoll heiß geworden; ich schickte einen der Leute zum Hause, um einen Ballen Badleinwand zu holen.

Unterdessen setzte ich mich in einen Winkel und sah der Wanderung der Eimer zu. Stuart hatte sich wirklich vorzüglich in die ihm doch so ungewohnte Beschäftigung eingearbeitet. Das unaufhörliche Wechselspiel der fahrenden Gefäße ging glatt von statten; nur weniger Sekunden des Aufenthalt am Ziel bedurfte es, dann war durch die Gehilfen der Eimer geleert, und die Reise begann von neuem.

Noch einmal versuchte ich eine Unterhaltung mit dem Freunde:

„John, wir haben Ward heute begraben!“

„Da habt ihr auch was Rechtes geleistet! Glückliche, wer mit so wenigem zufrieden sein kann!“

„Um des verstorbenen Freundes willen solltest Du nicht so sprechen!“

„Was gehen mich die Toten an; ich habe leider keine Zeit für sie!“

Ich wollte nichts mehr erwidern; es war ja doch nutzlos. Auch kamen in diesem Augenblick gerade die Ballen Badleinwand, und ich hüllte die heißen Motoren damit ein und tränkte die Tücher mit Wasser. Ein sehr gefährliches Vorgehen; aber was konnte es helfen? Lieber die Motoren in ein paar Monaten vom Rost zerfressen, als sie in diesem wahnfinnigen Betriebe in wenigen Stunden durch die Ueberlastung ausbrennen lassen. Den Bedienungsmannschaften, besonders Stuart, gab ich dann noch eine Reihe von Verhaltensmaßregeln, wie sie die Maschinen regelmäßig anfeuchten und bewachen sollten, damit sie nicht allzu heiß würden, wie vor allen Dingen dafür gesorgt werden müsse, daß bei einem Stillstande des Motors sofort das Gehäuse sorgsam getrocknet werde, um die Gefahr des Rostens und des Durchschlagens zu vermeiden.

Und dann verließ ich den Berg — mit schwerem Herzen. Draußen war es schon Nacht; doch ich konnte mich ihrer nicht erfreuen.

(Fortf. folgt.)

Maler zusammen getreten war. Was jedoch sie selbst außerordentlich verdächtig machte, war, daß sie jeden Morgen mit einer Weltkarte vorbei kam. Es kommt hinzu, daß über diesen Polinnen überhaupt immer ein etwas geheimnisvoller Schleier liegt. Sind sie selbst nicht Deutsche, so sind sie mit Deutschen verheiratet, oder zum mindesten doch deutschfreundlich gesinnt. Über die Pförtnerin wird sie schon noch sagen; sie sammelt jetzt die Beweise in langen Unterredungen mit den anderen Pförtnerfrauen unserer Straße.

Der Krieg hat den engen Lebenskreis dieser Kleinbürger eigentlich nur wenig berührt. Sie alle haben ja fast einen Angehörigen an der Front, so daß dies also nichts Besonderes mehr ist. Eine Ausnahme bilden nur diejenigen, die von der Behörde ein Schreiben des Inhalts empfangen haben:

„Sie können stolz und froh sein. Herr X. ist für das Vaterland gefallen. Er war ein Held!“

Aber selbst dieser Ausnahmen, die stolz und froh sein können, werden immer weniger, und es hat fast den Anschein, als werde man die Ausnahmen bald auf der anderen Seite suchen müssen, auf der Seite derer, die noch nicht froh sein können, weil sie das behördliche Schreiben noch nicht haben.

Die Tage gehen den alten Gang. Die Kleinbürger stehen, wie immer, mit der Sonne auf und legen sich, wie immer, bald nach ihrem Verschwinden schlafen. Für sie ist der Achtuhrschluß der Kaffeehäuser ohne Bedeutung. Sie gehen am Sonntag ins Kaffeehaus. Sie haben seit jeher auf die Nachtwärmer herabgesehen, und zu den Ausländern, die sich auf dem Montmartre verlustieren, pflegten sie zu sagen: „Da reifen Sie nun später heim, und erzählen von Paris, der Stadt der Vergnügungen, aber Sie wissen nicht, daß die Keller in den Nachcafés zum großen Teil Deutsche sind, daß die Tänzerinnen aus allen Weltgegenden zusammenströmen („die häßlichsten natürlich aus Berlin...“), daß die Musikanten deutsche Zigeuner, daß der Vortänzer ein Spanier ist, und daß sich unter der ganzen Gesellschaft nur sehr, sehr wenige Franzosen befinden. Sie laufen die ganze Nacht über irgendwo herum, und dann trotzen Sie nach Hause und legen sich schlafen, und da, auf dem Heimwege, treffen Sie dann die wirklichen Pariser, die jeden Morgen durch die Stadt fluten, um zu arbeiten. Sie sind es, und nicht die anderen, die Paris geschaffen haben. Aber Sie sind natürlich viel zu müde oder berauscht, um darauf Wert zu geben, und wenn Sie spät abends endlich erwachen, sind die wahren Pariser schon wieder schlafen gegangen. Wie lange Sie in Paris bleiben, ist völlig gleich, Sie lernen Paris niemals kennen.“

Paris sah den Krieg mit Ruhe auf, hat in so und so vielen Telegrammen gestanden. Aber diese Ruhe ist nicht von gewöhnlicher Art, sie ist weder feierlich noch gleichgültig. Manchmal aber will es geradezu unfähig scheinen, daß der Feind tatsächlich im Lande steht, daß er kaum hundert Kilometer von hier entfernt steht, und daß dort oben, im Norden Frankreichs die rote Kriegsfahne lockt. Und spricht man distoilem mit den Verwundeten, so hat man immer wieder den Eindruck, daß Paris nicht mehr die erste Stadt Frankreichs, sondern nur noch eine riesige Vorstadt ist, eine Vorstadt zu der neuen mächtigeren Hauptstadt, die da irgendwo oben im Norden liegt: an der Front.

Paris illuminiert nicht, und Paris flagt nicht, aber an jedem neuen Morgen denken die Pariser so bei sich, so ganz im Stillen: Nun ist also der große, der endliche, der entscheidende und befreiende Sieg abermals um einen Tag nähergerückt. Vorläufig freuen wir uns mal im Stillen an allem, was ihn irgendwie fördern könnte. Und Angst haben wir mal ganz gewiß nicht.“

Und so warten sie und warten, von Tag zu Tag: auf das große Ereignis, auf die Erlösung, auf Joffres neuen, gewaltigen Tag des Gerichts.

Es ist neun Uhr abends, und alle Fenster mit den herabgelassenen Vorhängen sind erleuchtet. Unsere Pförtnerin ist über ihrer Zeitung eingenickt. Da plötzlich steht ein Polizist den Kopf zum Fenster herein, ruft irgend etwas und ist auch schon wieder verschwunden.

Die Pförtnerin aber stürzt wie besessen in den Hof hinaus und schreit:

„Sofort alle Lichter löschen! Zeppeline gemeldet!...“ Einen Augenblick darauf ist unser Haus verschwunden. Man sieht nur noch eine schwarze Masse mit einem Viereck oben darin, indem viele Sterne fliegen.

Sämtliche Hausbewohner poltern im Sturmlauf die Treppen hinab. Draußen auf der Straße ist es völlig dunkel und still. Aus den grauen Häusermassen gleiten schwarze Schatten hervor und gespenstern hinab in die Richtung der Boulevards, wo der Himmel immerhin freier und das Dunkel nicht so pechschwarz ist. Auf diesem grauen Hintergrunde erscheinen die Schatten wie scharf geschnittene schwarze Silhouetten.

Sie huschen hin und her, verschlingen sich ineinander, ballen sich zusammen und ergeben schließlich die merkwürdigsten Gebilde. Es gibt da Menschen mit zwei Köpfen und acht Beinen, oder solche ohne Kopf, dafür aber mit zwanzig Armen, und wieder andere mit großen Vudeln und höchst wunderlichen Gliedmaßen, Menschen, die sich aus dem Änuel vielerlei schon im nächsten Augenblick herauslösen und sich als zwei durchaus normale friedlich daherkommende Bürger entpuppen. — — —

Ich habe mich über derartige Sternhimmel seit jeher ärgern müssen. Werde ich doch stets sozusagen melancholisch, sobald ich näher über diese kleinen leuchtenden Pünktchen nachdenke, die da so aussehen, als lebten sie in großen Sippschaften beisammen, während sie doch in Wirklichkeit Meilmillionen von einander entfernten im Weltensraum treifen.

Einen Stern aber finde ich an diesem Abend, der einen ganz eigenartigen, einen ganz besonderen gelben Schein hat. Es ist kein Komet, und es ist auch keine Sternschnuppe; es ist irgend ein Stern, den ich vordem noch nie bemerkt habe, der aber desungeachtet unter all den anderen ruhig seine Bahn zieht, und zwar, wie mir scheint, mit einem eigenartig wippenden Gang.

Ein vorbeigleitender Schatten weist gen Himmel und sagt:

„Sehen Sie nur den Aeroplan da oben!“

Ich schaue hinauf: in der Tat ein Aeroplan. Er muß ganz fabelhaft hoch fliegen, denn man vernimmt nicht den geringsten Laut. Er scheint einen großen Bogen um den Bahnhof Montparnasse zu beschreiben. Wahrscheinlich sind außer ihm noch eine ganze Anzahl solcher Lustpolizisten heute Nacht auf Wache, um die wichtigsten Plätze zu beschützen. Die Scheinwerfer suchen unermüdet den Himmel ab, mancherorts in den Wolken steigt eine Leuchttafel auf... Die Menschen drängen sich so dicht auf den Straßen, als sei der größte Feiertag. Gewiß ist der Anlaß zu diesem Gedränge ja eigentlich der unerwartete Zeppelinbesuch, aber dieser Anlaß ist bald vergessen. Das Sensationelle der Sache hat alle gepackt; es ist sozusagen eine neue Mode; es wirkt „comme il faut“, und man spricht ringsum in denbar herzlichstem Französisch, das, wie es dem Ohr erscheint, unablässig blaue und rosa Schleifen in den Lüften schlingt.

Witten auf dem Bürgersteig sitzt eine Gruppe von Menschen um einen leuchtenden Bessel auf einem Petroleumapparat. Sie trinken Tee... Und mit einem Male bricht die ganze Geschichte ab.

Das Gas flammt auf.

Die Zeppeline sind abgeschwenkt, alle Gefahr ist vorüber.

Nun liegen die Boulevards öde und verlassen. An allen Fenstern flammt wieder Licht auf. Selbst die Aeroplane sind verschwunden. Sämtliche Sterne am Himmel stehen für eine Sekunde in Verwunderung still. — — —

Dornröschen in naturwissenschaftlicher Beleuchtung.

Wer die großen Wahrheiten des Lebens in einfachstem Gewande finden will, mag die Märchen seiner Kindheit vorholen. So sagt Hoffmeister in einem „Schlafende Natur“ betitelten Aufsatz, den er

in der „Vollbildung“ veröffentlicht. Diese Märchen sind Sinnbilder für Tatsachen so tiefer Art, daß sie nicht nur die Ergebnisse des Menschengeschlechts, sondern auch die allgemeinsten Schöpfungsgedanken der Natur umfassen. Was das Märchen vom Schlaf sagt, das bezeugt auch die lebende Natur da draußen. Der Schlaf ist der Tierwelt geradezu ein Unverfallmittel, mit dessen Hilfe auch dem unlieblichsten Insekt die gefährliche Spitze abgedreht wird.

Die Erscheinungen des Winterschlafs in der Tierwelt sind allgemein bekannt, weniger dürfte dies von den Erscheinungen des Sommerschlafs der Fall sein. Unter den einzelligen Wesen ist der Ruhezustand — in der geläufigen Rede verbinden wir mit Schlaf ja immer Ruhe — bei gewissen Anlässen allgemein. Viele Tiere haben keinen individuellen Tod, weil sie sich beständig teilen, oder auch zur Abwechslung einmal vereinigen. Bei ihnen hat dann der Schlaf Beziehungen zur Sammlung von Spannkraften. Wir sehen, das Verhältnis von Schlaf und Tod (im Bewußtsein des Menschen rein geistlich-mäßig ausgedrückt) hat seine Wurzeln schon in der Zelle. Weisens kapseln sich die mikroskopisch kleinen Tiere erst in Folge äußerer Ursachen ein. Viele sind nämlich Bewohner kleiner Pfützen und Klümpel, deren Wasser oft eintrocknet. Dann drohen Dürre und Hungersnot. Das winzige Protoplasma-Klumpchen macht sich noch kleiner als es schon ist und hält sich in einen festen Mantel. Eine solche „Cyste“ ist selbst gegen Hundebälte und Hundstagschiffe gesichert. Da sich die äußeren Formen des ursprünglichen Tieres vollständig geändert haben, könnte man hier von einer Art Verneuerung sprechen. Nun geht es schlecht an, die etwaigen, der Verneuerung anheimgefallenen Teile, wie Weisens, Zellwände, als vollwertige „irdische Reste“ dieses „Verbliebenen“ anzusehen. Mit gewisser Abänderung kehrt der Urtypus bei allen Tieren wieder. Was vom Schlaf als Unverfallmittel oben gesagt wurde, paßt besonders auf den Kreis der Würmer. Cystenstadien sind bei ihnen ebenfalls zu finden, denn der Schlaf ist doch ein so bequemes und leicht erreichbares Mittel, zugleich mit geringem Energieverbrauch verbunden, daß Trockenheit und Kälte mehr als angenehme Unterbrechung denn als Uebel erscheinen müssen.

Besonders bringt die bei den Würmern häufige Lebensweise als Parasiten es mit sich, daß der Schlaf an irgendeiner Stelle der vielgestaltigen Entwicklung als „guter Freund“ erwünscht ist. Dabei wird oft das Wirbeltier als Ruhestätte gesehen, wenn auch umgekehrt manche diesen Zustand im Freien verbringen. Natürlich haben die Ruhezustände eine große Bedeutung für die Entwicklung des Wurms. Wir können also auch nicht von einer absoluten Ruhe sprechen, auch nicht beim menschlichen Schlaf. Für gewisse Organgebiete bedeutet dieses Stadium vielmehr eine vermehrte Leistung. Der Schlaf ist also ein Umhüllen im Mechanismus des Körpers, indem die Bewegungs- und Sinnesorgane mit ihrem ganzen Apparat aus- und die für den Ertrag von Spannkraften sorgenden Teile in verstärktem Maße eingeschaltet werden. Das Gesagte paßt vollkommen auf den Wandwurm, der ein Finnenstadium führt, um in Ruhe sich für die Zeit kommenden Schwelgens vorzubereiten. Wir können die Finne sozusagen als Puppe ansehen und kommen so zu der Gruppe von Tieren, die gleichsam in kristallisierter Form das Prinzip vom Schlaf als Jungbrunnen aufweisen, zu den Insekten. Bei ihnen ist das ganze Leben auf die große Pause zugeschnitten; die erste Larvenstufe bekommt einen selbständigen, von der späteren völlig verschiedenen Charakter. Der große Schlaf muß eben den Bogen von der Raupe zum reifen Tier spannen, und hier reicht die ernste Wissenschaft schon in die lieblichen Gefilde des Märchens.

Bei vielen Krebstieren und Lurchen ist Winterschlaf und Sommerschlaf zu beobachten. Besonders hervorgehoben zu werden verdienen tropische Formen. Alexander von Humboldt fand Wasserfliegenlarven in den Sümpfen Brasiliens während der trockenen Periode begraben vor. Sie rührten sich kaum, als man sie störte und erholten sich erst bei starker Befruchtung. Krokodile folgen während der Regenzeit den Regenströmen. Sie gehen ihnen soweit nach, daß sie infolge der rasch eintretenden Dürre von den Hauptströmen abgeschnitten werden. Anfanglich genügen die Lachen. Trocken aus diese ein, vergaben sich die Ungeheuer in dem Schlamm. Die Fähigkeit mancher Schwammwürmer, monatelang in dürrer Sande ihr Leben zu fristen, grenzt in der Art, wie das geschieht, an Wunderbare. Bekanntlich fürchten die ausgetrockneten Tiere, ohne zu überleben, mit einer Schutzhülle, die infolge des Alters und der Einwirkung der Sonnenstrahlen eine bizarre Form angenommen hat. In dem Reigen der Schlafenden dürfen die Fische nicht fehlen. Der bekannteste Schlammwurm unserer Breiten, der Schlammpeitzger, macht es jenen Schlangen und dem Krokodile nach, und Lurche namentlich der Ceratodus legen sogar die Kiemen ab, wenn die Sandflüsse Australiens eintrocknen, um das mit Schleim tapezierte Sommerbett zu beziehen.

Musik.

Marxners „Hans Heiling“ im Deutschen Opernhaus. Die Entstehung der romantischen deutschen Oper steht mit der durch die romantische Schule in Fluß gebrachten Strömung im innigsten Zusammenhang. Die Librettisten schöpften vorwiegend ihre Stoffe aus dem erschöpften Vorrat deutscher Märchen- und Sagenliteratur. Weders „Freischütz“ brach mannigfachen Nachfolgern auf musikalisch-poetischem Gebiet die Bahn. Unter ihnen sind Louis Spohr und Heinrich Marxner als die bedeutendsten zu nennen. Insbesondere Marxner. Wohl gelang es ihm nicht, der deutsch-vollständigen Oper gegenüber einer bald hereindringenden welschen Musik zum obliegenden Durchbruch zu verhelfen. Deutsch aber ist seine Musik zu „Hans Heiling“; so deutsch, als Weders Freischütz-Musik es ist, wenngleich nicht so populär. Daß Marxner, der außerdem ein wirklich gebiegender Dirigent war, von Weber ausgegangen ist, merkt man gar wohl an mancherlei Modulationen und melodischen Schlußwendungen. Der Originalität seines Empfindens und Gestaltens tut das nicht im mindesten Abbruch. Daran vermochten wieder andere zu erstarken, beispielsweise Lohring (Lindne). Ja, vom Schöpfer des Hans Heiling hat selbst ein Wagner (Lohengrin) in musikalischer Beziehung ihm kaum bewußten Vorteil gewonnen.

Den Stoff zur Handlung des Marxnerschen Werkes hat Eduard Devrient der böhmischen Sage von Hans Heiling entnommen. Das ist ein Erd- oder Berggeist, der eine Sterbliche heiratet, aber, von Eifersucht verzehrt, sie und ihre Umgebung in Felsen (Hans-Heilingfelsen zwischen Karlsbad und Elbogen in Deutschböhmen) verwandelt. Hier allerdings ist dies Motiv vertieft und in verständlichem Sinne gewandelt.

Marxners Musik zeichnet sich durch treffende Charakteristik, Wahrheit des Ausdrucks und dramatische Lebendigkeit aus. Seine Meisterschaft sowohl in der Schilderung des Dämonisch-Gespensischen, wie des Volksmäßigen und Komischen wirkt auch noch heute überzeugend. Merkwürdig selbständig erscheint er mir namentlich in der Formung eines nicht selten auf Wagners Deklamation zuseuernden Gesangsflusses. Prachtvolle Arien, Duette, humoristische Lieder und Zwischenaktmusik sind aufgeführt.

Es war also ein Gebot der Pietät, „Hans Heiling“ dem Spielplan der einzigen Berliner Volksoper einzubereiten. An Fleiß und künstlerischem Bemühen ward nicht gespart. In dekorativer Hinsicht ist wieder einiges wirklich Stilvolle geleistet; dergleichen gibt es, neben mancherlei Schablonenhaften, gute Regiebeweise. Dennoch stand die erste Aufführung des Werkes unter einem ungünstigen Stern. Werner Engel als Titelheld verlagte infolge Heiserkeit vollständig. Rittendern übernahm Keisinger vom Dessauer Hoftheater die Rolle. Invertrautheit mit der Musik des so riesigen Theaterraumes mag einer stimmlich wie auch darstellerisch nicht eben überwältigenden Leistung zur Rechtfertigung dienen. Unter allen Umständen sollte das Publikum vor argen Enttäuschungen bewahrt werden, indem lieber eine andere Oper eingeschoben, statt ein hier noch neues Werk verpackt wird. Sonst gäben Raul Hanen und Maria Schneider manches Vortreffliche. Auch die Chorleitungen

klangen im Schlußakt einhellig zusammen. Eduard Würke hatte die schwungvolle musikalische Leitung.

Kleines Feuilleton.

Der Lord-Arbeiter.

Ein rührendes Geschickchen mit einer schönen moralischen Augenweitung, die dem patriotischen Pöbel dienen soll, den englischen Arbeitern die Kriegsarbeit schmackhafter zu machen, läßt sich eine Pariser Zeitung aus London melden: „Jeden Morgen“, so schreibt das Blatt, „Schlag sechs Uhr kann man unter den Arbeitertrupps, die nach der Flugzeugfabrik von Hyfleet in der Grafschaft Surrey hinausziehen, einen Mann von ungewöhnlich hohem Wuchs und stark ergrautem Haar sehen, dem seine Arbeitergenossen ein lustiges „Guten Tag, Robby!“ zurufen. Robby, der vor einigen Tagen erst in die Fabrik als Arbeiter eingetreten ist, ist unter seinen Kameraden schnell beliebt geworden, und zwar aus einem durchaus verständlichen Grunde: Dieser Arbeiter mit dem liebenswürdigen, gutmütigen Gesicht und dem heiteren, keuligen Wesen ist niemand anders als das Oberhaupt einer der ältesten und angesehensten Adelsfamilien Großbritanniens. Hieß doch Robby noch vor wenigen Tagen Lord Norbury. Der englische Edelmann ist der Meinung, daß jeder Bürger entsprechend seinen Mitteln verpflichtet sei, in Kriegszeiten zum besten des Landes zu arbeiten. Zu alt, um zur Front gehen zu können — Lord Norbury zählt 52 Jahre — glaubte er dem Vaterlande in der Fabrikation von Flugzeugen den nützlichsten Dienst leisten zu können, da er technische Kenntnisse besitzt und auch in mechanischen Dingen bewandert ist. So hat denn Lord Norbury ohne zu schwanken und heiteren Mutes sein wundervolles Schloß Greenwood Gate verlassen, und er hat sich in einer kleinen Arbeiterkammer in Hyfleet häuslich niedergelassen. Als er in der Fabrik nach Arbeit fragte, wurde er auch sofort eingestellt, und zwar zu einem Lohnsatz von 72 Pf. für die Stunde. Lord Norbury, der jetzt „Robby“ heißt, arbeitet von morgens 6 bis abends 6 Uhr, also volle 12 Stunden. Gesundheitlich fühlt er sich bei der anstrengenden Arbeit außerordentlich wohl. Auch hat er den festen Entschluß gefaßt, von dem Gelde, das er als Lohn erhält, nicht nur seinen Lebensunterhalt zu bestreiten, sondern, wenn es geht, auch darüber hinaus noch Ersparnisse zu machen.

Die Ofotenbahn.

Der Umstand, daß die kriegerischen Ereignisse der Gegenwart die Aufmerksamkeit des deutschen Publikums ziemlich restlos in Anspruch nehmen, hat es bewirkt, daß bedeutsame Kulturereignisse, die unter anderen Verhältnissen mit Recht lebhaft erörtert worden wären, kaum bemerkt werden und lang- und langsam ins Leben treten, ohne daß selbst die jeweilige Fachwissenschaft davon einen mehr als gelegentlichen Vermerk nimmt. Das gilt, wie Dr. Hennig im „Prometheus“ berichtet, von der Einführung des elektrischen Betriebs auf der nördlichsten Eisenbahn der Erde, der sogenannten Ofotenbahn, die vom schwedischen Ostseehafen Lulea quer durch die Halbinsel in nordwestlicher Richtung hoch über den Polarkreis hinauf bis zum nordwestlichen Ozeanhafen Karvik verläuft, und von der in engem Zusammenhang hiermit stehenden Eröffnung des neuen großartigen elektrischen Kraftwerks am Porjusfall des Lulea-Eis. Es ist nicht weiter auffallend, wenn Schweden auf diesem Gebiete unter allen europäischen Staaten die Führung ergriffen hat, trotzdem in Deutschland auf elektrisch betriebenen Versuchsstrecken recht bemerkenswerte Ergebnisse erzielt wurden. In Deutschland besteht mit Recht das strategische Bedenken, daß eine elektrische Bahn viel leichter lahm gelegt werden kann als eine Dampfeisenbahn. Dazu kommt noch, daß Deutschland reich an Kohlen, aber namentlich in seinen nördlichen Gebieten arm an natürlichen Wasserkraften ist, so daß hier die wirtschaftliche Ersparnis nicht im entferntesten die Rolle spielen kann wie in Schweden. Schweden bezieht alljährlich für 70 Millionen Kronen Kohlen aus England, wovon rund der zehnte Teil auf die Staatsbahnen entfällt, während es andererseits zu den an natürlichen Wasserkraften reichsten Ländern Europas gehört. Auch kommen hier strategische Bedenken nicht in Frage. Als Probefahrt wurde abgeschrieben die oben genannte Bahn gewählt, weil einerseits diese Strecke besonders den Wetterunbilden ausgesetzt ist, andererseits die Bahn den steigenden Anforderungen des Erztransports ohnehin nicht genügt hätte.

Was Verwundete im Körper zurückbehalten können.

Nicht nur Augen bleiben oft in den Körpern der Verwundeten zurück, ohne daß sie irgendwie gesundheitsstörend einwirken, auch andere Gegenstände. Im Jahre 1893 führte Professor Vardenbauer im Bürgerhospital in Köln eine Operation an einem siebenundvierzigjährigen Manne aus, der seit der Schlacht von Königgrätz, also über ein Vierteljahrhundert hindurch eine 33 Millimeter lange Säbelspige im Körper trug. Diese Säbelspige war von einem Granatplitter am Säbel abgeschlagen und mit dem Granatplitter in eine Brustwunde getrieben worden. Der Splitter war entfernt worden, ohne daß man von der Säbelspige etwas wußte. Nach zwanzig Jahren zeigte sich auf dem Rücken des Mannes, in der Höhe, in der er die Brustwunde gehabt, eine Geschwulst, die sich allmählich verhärtete. Als diese so schmerzhaft begann, ließ er sie aufschneiden und die Säbelspige trat heraus. — Ebenfalls im Jahre 1893 wurde in Erfurt ein Postbeamter operiert, der in einem Gefecht 1870 einen Schuß in den Hals erhalten hatte. Erst nach 22 Jahren etwa zeigte sich am Hals eine Geschwulst, und als sie operiert wurde, förderte der Arzt zur größten Ueberraschung des Patienten das Glied einer Schuppenkette zutage, wie sie an Helmen getragen wird. Das feindliche Geschloß hatte augenscheinlich die Kette zerrissen und das Glied in den Hals getrieben. — Manchmal entfernen sich übrigens derartige Kriegsgegenstände auf eigenartige Weise. Ein Berliner Königsgrenadier hatte bei Worth einen Schuß in den Hals bekommen. Die Kugel, die sich gefestigt hatte, war im Körper geblieben. 1890 wurde durch den berühmten Langenbeck ein etwa 15 Gramm schweres Stück entfernt. Doch war die Kugel gebrochen und ein Stück war im Körper geblieben. Da Patient im Jahre 1891 wieder eine Geschwulst am Hals fühlte und Schmerzen empfand, wollte er sich wieder einer Operation unterwerfen und war bereits zu dem Zweck von Bramann in Halle untersucht worden. Da ging eines Morgens die Geschwulst von selbst auf; der Mann verspürte im Munde einen harten Gegenstand und glaubte, ein Zahn sei ihm ausgefallen. Es war der Rest der Chassepotkugel, die ihn 21 Jahre vordem getroffen hatte.

Ein neuer Kochregler.

Gegenüber dem Kohlenherd hat der Gaslocherd die große Ueberlegenheit, daß sich bei ihm durch Flammenregulierung jede beliebige Temperatur einstellen läßt. Dieser Vorzug ist meist allerdings nur in der Theorie vorhanden, denn in der Praxis scheitert die Einstellung der Flamme an dem passiven Widerstande der Köchinnen. Nur eine automatische Regelung der Wärmezufuhr, ähnlich wie bei den Thermostaten in den Laboratorien, könnte hier Abhilfe schaffen. Diese Bedingungen erfüllt der in der Zeitschrift für Beleuchtungswesen beschriebene Kochregler von Professor H. Junfers. Inmitten des Brennerkopfes eines Kochherdes befindet sich eine Reglerkapsel mit dem thermostatischen Elemente. Durch die Verührung des Topfbodens mit der Reglerkapsel wird die Uebertragung der Wärme des Kochgutes auf den Regler hergestellt. Die Wirkung des Kochreglers vollzieht sich also absolut automatisch. Es sind keine besonderen Töpfe nötig, nicht der geringste außerordentliche Handgriff ist erforderlich. Es vollzieht sich alles wie bei der gewöhnlichen Kochweise: der Topf wird einfach aufgesetzt; die Wartung und Kleinreinigung besorgt der Regler, und das mit so absooluter Zuverlässigkeit, daß das Anbrennen von Milch oder Gemüsen vollständig ausgeschlossen ist.